

BAYERISCHE AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN
PHILOSOPHISCH-HISTORISCHE KLASSE
SITZUNGSBERICHTE · JAHRGANG 1965, HEFT 6

ERHARD LOMMATZSCH

Adolf Tobler
und sein Altfranzösisches
Wörterbuch

Vorgetragen am 4. Juni 1965

MÜNCHEN 1965

VERLAG DER BAYERISCHEN AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN
In Kommission bei der C. H. Beck'schen Verlagsbuchhandlung München

Druck der C. H. Beck'schen Buchdruckerei, Nördlingen
Printed in Germany

Adolf Tobler entstammte dem Pfarrhaus des im Züricher Kanton gelegenen Bergdorfes Hirzel. Hier wurde er am 23. Mai 1835 als Sohn Salomon Toblers geboren, des Verfassers einer epischen Dichtung von den „Enkeln Winkelrieds“, in welcher der poetisch begabte Pfarrherr den Heldenkampf der Nidwaldner gegen die Franzosen in kernigen Strophen besungen hatte. Ein älterer Bruder war Ludwig Tobler, unvergessen in den Annalen der Züricher Universität, der er in den Jahren 1872 bis 1895 als Vertreter der germanischen Philologie angehörte, in weiten Kreisen anerkannt als feinsinniger Sprachforscher, Sammler schweizerischer Volkslieder und Begründer des deutsch-schweizerischen Idiotikons. Der jüngere Adolf besuchte 1848 bis 1854 das Gymnasium, 1854 bis 1856 die Universität Zürich, welche damals noch keine romanistische Professur besaß, und wurde in den folgenden zwei Jahren persönlicher Schüler von Friedrich Diez in Bonn. Hier empfing er nachhaltige Eindrücke von der umfassenden Gelehrsamkeit und der jeder vagen Spekulation abholden, wissenschaftlichen Sachlichkeit und Gewissenhaftigkeit seines Lehrers, philologische Tugenden, die er später selbst in vorbildlicher Weise üben sollte. Mit Friedrich Diez verbindet Tobler aber auch jener vom Vater ererbte musische Sinn, jenes künstlerische Einfühlungsvermögen, das den exakten Erklärer romanischer Poesie gleichzeitig zu ihrem feinsinnigen Nachdichter werden ließ. Nur ist dieser geheime poetische Zug bei dem Schüler Tobler, der doch zunächst hatte Musiker werden wollen und den seine Schweizer Freunde einen sangesfrohen „Troubadour“ genannt hatten, später weit seltener in Erscheinung getreten. Wieviel er dem Begründer der Romanischen Philologie in wissenschaftlicher, aber auch in

¹ Die nachfolgende biographische Skizze fußt auf meiner Würdigung der Persönlichkeit und des Lebenswerks Adolf Toblers aus Anlaß der Wiederkehr seines 100. Geburtstags am 23. Mai 1935. Eine ausführliche, auf zahlreiche Beispiele sich stützende Charakteristik des Altfranzösischen Wörterbuchs bietet die Einführung zum ersten Band (1925).

menschlicher Hinsicht verdanke, ist Adolf Tobler nicht müde geworden zu rühmen. In altprovenzalischer Sprache huldigt er dem *car onrat Senhor En Frederic Diez* aus Anlaß des fünfzigjährigen Doktorjubiläums (1871). Tief empfunden sind die Worte, die er bei Diezens Tode (1876) von dem Gewicht der Aufgabe schreibt, die seinen Schülern nunmehr zufalle, „ein kostbares Erbe mühevoll gewonnenen Besitzes nicht geschmälert, vielmehr im Sinne des Dahingeshiedenen vermehrt den Nachkommenden zu überliefern“. Zur 100. Wiederkehr von Diezens Geburtstag (1894) veröffentlicht er wertvolle „Diez-Reliquien“ und gibt den Briefwechsel zwischen Friedrich Diez und dem berühmten Vertreter der klassischen Philologie in Berlin, Moritz Haupt, heraus.

Im Jahre 1867 ist Adolf Tobler, 32jährig, auf den an der Friedrich Wilhelm-Universität neu eingerichteten Lehrstuhl für Romanistik nach Berlin berufen worden. Das vorausliegende Jahrzehnt hatten zunächst Lehr- und Wanderjahre in Frankreich und Italien ausgefüllt, später hatte Tobler an höheren Schulen der heimatlichen Schweiz, wie er zu sagen pflegte, ein „wetterfestes“ Französisch und Italienisch gelehrt und soeben eine Dozentur an der Universität Bern angetreten. Allerdings fand hier seine erste Vorlesung über „Sprache und Dichtung der provenzalischen Troubadours“ noch keine Hörer. Literarisch war der junge Gelehrte seit seiner Züricher These „Darstellung der lateinischen Conjugation und ihrer romanischen Gestaltung nebst einigen Bemerkungen zum provenzalischen Alexanderliede (1857)“, von der er freilich späterhin nichts mehr hielt – kein Exemplar duldete er wegen des „unrühmlichen“ Beispiels in seinem Berliner Romanischen Seminar –, auf den verschiedensten Gebieten romanistischer Forschung hervorgetreten. Sein Druck von Gedichten des alten französischen Didaktikers Jehan de Condé (1860) und einem Bruchstück aus dem *Chevalier au Lyon* des Crestien de Troies (1862) zeigte den behutsamen Herausgeber mittelalterlicher Texte; seine ansprechenden Essais über Ugo Foscolos Aufenthalt in Zürich (1862), über das Buch vom *Cortegiano* des italienischen Grafen Baldassare Castiglione (1864), über den Minnesänger der Provence Gaucelm Faidit (1865) oder über das volkstümliche Epos der Franzosen (1866) verrieten den in mannigfaltigen Bezirken der Romania wohlbewanderten Li-

terarhistoriker; seine Göttinger Gelehrte Anzeige von Paul Meyers Edition des provenzalischen Romans *Flamenca* (1866) ließ bereits den künftigen scharfblickenden Meister philologischer Kritik und Hermeneutik ahnen. Somit war Adolf Tobler für das neue Amt an der Berliner Universität vollauf legitimiert, das er während der folgenden vier Jahrzehnte als wegweisender Führer mit ungewöhnlichen Lehrerfolgen verwaltet hat.

Aus der langen Reihe dieser Berliner Jahre ließe sich eine reiche Folge von Daten anführen, die zeigen, wie Tobler von Stufe zu Stufe zur Höhe wohlverdienten Gelehrtenruhms emporstieg, ohne daß er je viel Wesens davon gemacht hätte. Im Juni 1882 begrüßte ihn Theodor Mommsen beim Eintritt in die Preussische Akademie der Wissenschaften als den ersten selbständigen Vertreter der neben der älteren griechischen und der römischen Schwester nunmehr mündig gewordenen Romanischen Philologie. Zum ersten Mal sah später das Jahr 1890 mit Adolf Tobler einen Romanisten als Rektor an der Spitze der Berliner Universität. Eine literarische Frucht dieses Rektoratsjahres liegt vor in den geistvollen Ausführungen über „Romanische Philologie an deutschen Universitäten“. Hatte früher bei gleichem festlichen Anlaß Johannes Vahlen, der Latinist, das Wesen des „Philologischen Sinns“ gekennzeichnet, so zog jetzt Tobler mit eindringlicher Schärfe die Grenzlinie zwischen Philologie, Sprachwissenschaft und Literaturgeschichte. Der Philologie teilte er die hohe Aufgabe zu, ihren Jünger zu vollerer, reicherer Menschlichkeit zu erziehen, „im vertrauten Umgang mit fremdem Geist, mit den erlesensten Vertretern der glanzvollsten Epochen menschlicher Geschichte, aber auch mit dem Kindessinn solcher Zeiten, da erste Versuche künstlerischer Behandlung der Rede nur tastend gewagt werden“. „Dabei läßt uns die Philologie“, heißt es weiter, „volle Freiheit eigenen Wachstums; unsere besondere Art aufzugeben haben wir nicht nötig, um im Widerhall für uns ertönender Musik Saiten in uns erklingen zu lassen, die zuvor stumm waren.“

Zur Feier der 25jährigen Tätigkeit Toblers als Berliner Ordinarius hat ihm im Jahre 1895 eine auserlesene Gruppe von Schülern einen gehaltvollen Band romanistischer Abhandlungen dargebracht, dem zehn Jahre später aus Anlaß des 70. Geburtstags seitens der „Berliner Gesellschaft für das Studium der neue-

ren Sprachen“ eine ähnliche festliche Gabe folgte. Dieser ältesten neusprachlichen, von Ludwig Herrig gegründeten Gesellschaft hat Adolf Tobler lange Zeit als eifriges Mitglied, zuletzt als ihr Ehrenvorsitzender angehört, und er war bestrebt, auch das Ansehen ihres wissenschaftlichen Organs, des „Archiv für das Studium der neueren Sprachen und Literaturen“, dessen romanistischen Teil er redigierte, kräftig zu mehren. So ließ ihm die Gesellschaft zum Fest ihres 50jährigen Bestehens (1907) eine neue sinnige Huldigung zuteil werden, indem sie ihm eine von Künstlerhand geformte Plakette überreichte. Der alte französische Winterspruch, der das in Erz geprägte Bildnis des Gefeierten umrankt, *L'ombre du bon maistre fait la vigne croistre*, hat für alle Zukunft romanischer Wissenschaft symbolische Bedeutung erhalten.

Welch uneingeschränkter Wertschätzung sich Adolf Tobler als Gelehrter großen Stils, aber auch als eine starke und aufrechte Persönlichkeit in der Welt erfreuen durfte, war ein letztes Mal ersichtlich, als die Kunde von seinem Tod (18. März 1910) durch die Lande lief. „*C'est une noble figure de savant qui disparaît*“, schrieb damals Antoine Thomas von der Pariser Académie des Inscriptions. –

Die Fülle und Vielseitigkeit von Toblers Lebenswerk läßt sich an dem Verzeichnis der Opera omnia ermessen, welches der vom Sohn Rudolf posthum (1912) herausgegebenen Sammlung „Kleiner Schriften“ beigefügt ist und das etwa 600 Veröffentlichungen umfaßt. Die Auswahl dieses Sammelbandes vermittelt eine gute Übersicht über die verschiedenen Zweige der Toblerschen Forschung und läßt die Universalität seiner philologischen Bemühungen erkennen. Das französische und provenzalische Mittelalter steht im Vordergrund, aber jeder Leser der „Vermischten Beiträge zur französischen Grammatik“ erhält Gelegenheit, die außerordentliche Belesenheit des Autors auch im modernen Schrifttum Frankreichs, Italiens oder Spaniens zu bewundern. Die romanische Literaturgeschichte, zu der er in früheren Jahren gediegene Aufsätze beisteuerte, tritt später hinter lexikalischen und syntaktischen Studien zurück, doch welche kluge Worte findet Tobler auch zur Beurteilung eines Dante, Cervantes oder Voltaires! Und willkommenen Anlaß wird ihm noch die Ausgabe der

alten Legende vom heiligen Julianus (1898), die ihm sympathische Kunst Gustave Flauberts kritisch zu werten. Neben einer Auslese grammatischer und literarischer Aufsätze und Recensionen bringt der Sammelband auch eine Reihe der aufgestellten romanischen, vor allem französischen Etymologien. Keine Wortbestimmung hat Tobler wohl größere Freude bereitet als die richtige Erklärung der neufranzösischen Form *grammaire* (altfranzösisch *grammaie*) oder von *prodome* = *pro d'ome* „Ehrenmann, Biedermann“, welches Wort zuvor unrichtig mit lat. *providus* identifiziert worden war. Es waren Begriffe, mit denen Toblers Leben und Trachten eng verbunden war. „*Qui a prodome parole, si se repose*“, besagt eines der alten *Proverbes au vilain*; es paßte trefflich auf Tobler. Wer mit ihm gesprochen hatte, durfte ruhig schlafen gehen, in der festen Gewißheit, der Professor werde zu seinem Wort auch stehen. Er kannte nicht ein „*lunga promessa con l'attender corto*“, wie es bei Dante heißt.

Die Hauptwerke des Meisters werden stets zum klassischen Bestand der romanistischen Literatur gerechnet werden: so die Ausgabe der Parabel vom echten Ring, des „*Dit dou vrai aniel*“ (1871), die mit dem ersten geglückten Versuch, einem altfranzösischen Sprachdenkmal die ursprüngliche Textgestalt zurückzugeben, einen Markstein am Wege der Romanischen Philologie darstellt. So das sich bescheiden als „Zusammenstellung der Anfangsgründe“ gebende Büchlein „Vom französischen Verbau alter und neuer Zeit“ (1880), das ein so kompetenter Beurteiler wie Francesco D'Ovidio in Neapel als ein „*libro veramente aureo*“ bezeichnete und in welchem zum ersten Mal auf dem Felde der französischen Prosodie eine historisch-evolutionistisch orientierte Betrachtungsweise an die Stelle doktrinäer oder dogmatischer Anschauung trat. So die berühmten, oder auch berühmigten, Reihen der „Vermischten Beiträge zur französischen Grammatik“, berichtigt bei den Anfängern und nicht nur bei diesen wegen ihres schweren Stils; aber, bemerkte richtig hierzu der seit der Bonner Studentenzeit befreundete Gaston Paris: „*Des travaux de ce genre, où un esprit pénétrant et profond a déposé le fruit de longues heures de recherches et de réflexion, ne peuvent et ne doivent profiter qu'à ceux qui les lisent avec la préparation et l'attention voulues.*“ So endlich das „Altfranzösische Wörter-

buch“, dessen Veröffentlichung Tobler nach 50jähriger Sammelarbeit nicht mehr selbst in die Wege leitete, das aber, einmal im Druck vollendet, die Krönung seines Schaffens bedeuten und ein unverlierbares Besitztum romanistischer Wissenschaft bleiben wird.

In erster Linie ist Adolf Tobler immer Philologe gewesen. Vom literarischen Denkmal ging er aus, und, mit einem seltenen Scharfblick und einem gesteigerten Sprachgefühl ausgestattet, durchleuchtete er es bis hinein in die feinsten, geheimsten Falten und Winkel, um zu einem allseitig gesicherten Verständnis der Phänomene zu gelangen. Alle lexikalischen, syntaktischen oder auch literarisch-kulturgegeschichtlichen Besonderheiten merkte er an. Diese Anmerkungen und gelegentliche Sammlungen von „Merkwürdigkeiten“ wurden im Laufe der Jahre zu wahren Schatzbüchern: „*Livres dou tresor*“, könnte man mit Brunetto Latini sagen. Aus ihnen sind die „Vermischten Beiträge“ und das „Wörterbuch“ hervorgegangen. Wie Jakob Grimm, wie Friedrich Diez, besaß Tobler die Andacht zum Einzelnen, zum Kleinen. Nichts im sprachlichen Leben der Vergangenheit und Gegenwart erschien ihm zu geringfügig, zu unbedeutend, als daß er ihm nicht Aufmerksamkeit geschenkt und seine eigentümliche geschichtliche oder psychologische Bestimmung aufzuhellen versucht hätte. Damit vertiefte und erweiterte er in einem zuvor nicht geahnten Maße den Aufgabenkreis der romanischen Linguistik seiner Zeit. Zumal auf dem Gebiete der französischen Satzlehre ist er bahnbrechend vorangeschritten.

Die Romanische Philologie hat inzwischen durchgreifende Wandlungen erlebt. Ihre Gewichte sind verlagert, ihre Akzente vielfach versetzt worden, und die Grenzlinien ihrer Interessensphäre erscheinen heute überaus weit gezogen. Neue große Provinzen wurden im 20. Jahrhundert der romanischen Linguistik untertan, die da heißen: Lebende Mundarten, Sprachgeographie, Wörter und Sachen, sprachliche Feldforschung, Siedlungskunde u. a. m., neuerdings linguistische Strukturlehre und Phonologie. Ebenso ist im Bezirk der Literaturwissenschaft eine Umgestaltung und Verjüngung erfolgt, und die „*Philologie du moyen âge*“ hat, unabweisbaren modernen Bedürfnissen nachkommend, der neueren und neuesten romanischen Literatur- und Geistesgeschichte

einen breiten Raum abtreten müssen. Damit sind auch dem akademischen Lehrer der Romanistik neue Aufgaben gestellt, an deren Verwirklichung in der Frühzeit unserer Wissenschaft noch nicht gedacht werden konnte. Dieser Werdezeit sich zu erinnern und mit dem achtungsgebietenden Lebenswerk eines ihrer Großen sich vertraut zu machen, wird aber auch der jüngeren Generation immer wieder dienlich sein. Denn es ist dieser ehrwürdigen Tradition ein besonderer Segen eigen, der auch künftigen Geschlechtern sich mitteilen wird. Hat Adolf Tobler, dieser unermüdlige und unbestechliche Arbeiter im Weinberg wissenschaftlicher Erkenntnis, doch wirklich den „echten Ring“, „*le vrai aniel*“, gefunden, der die Hand eines guten Philologen schmücken soll. An Tobler selbst läßt sich erfahren, was er einmal dem vertrauten Verkehr mit dem Werke seines Lehrers Friedrich Diez nachrühmt: „jene Hebung des eigenen Wesens . . ., die von der wissenschaftlichen Arbeit im großen Stil gleich sehr wie vom echten Kunstwerk ausgeht.“

II

Die Herausgabe des Altfranzösischen Wörterbuchs stand unter keinem günstigen Stern. Bald nach Toblers Tod brach der erste Weltkrieg aus, und inzwischen sind die Stürme eines zweiten Weltkriegs über die Erde gebraust und hinderten viele Monate, ja Jahre hindurch, die wünschenswerte ruhige und regelmäßige Förderung des großen Werks. Das Erscheinen des Wörterbuchs wurde zum ersten Male schon im Jahre 1872 angekündigt. Damals brachte die Zeitschrift *Romania* folgende Notiz:

Il résulte d'une note insérée dans un des numéros de janvier du „Literar. Centralblatt“ de Leipzig que M. Ad. Tobler, de Berlin, va prochainement mettre sous presse un Dictionnaire de l'ancien français, auquel il travaille depuis quinze ans. Tout en regrettant qu'une œuvre aussi nationale ne soit pas accomplie par un Français, nous accueillons cette nouvelle avec un vif plaisir, et nous attendons avec impatience l'apparition d'un ouvrage qui ne peut manquer de faire époque.

Die dringende Notwendigkeit eines neuen altfranzösischen Wörterbuchs war damals schon längst lebhaft empfunden worden. Roqueforts *Glossaire de la langue romane*, für die Zeit seiner Entstehung (1808) ein verdienstliches Werk, genügte auch bescheidenen Ansprüchen nicht mehr, und gleichfalls unzureichende Hilfe gewährte das Wenige, das neben ihm auf lexikalischem Gebiet für das Altfranzösische in Betracht kam, Carpentier-Henschels auf Du Cange beruhendes *Glossaire français* (1850), die etymologische Wörtersammlung, die Burguy (1856) seiner *Grammaire de la langue d'öil* angehängt, das *Glossaire roman*, welches Gachet (1859) den Editionen des Herrn von Reiffenberg hatte folgen lassen.

Schon als Student hatte Tobler die klaffende Lücke seiner Wissenschaft verspürt und den Entschluß gefaßt, sie mit Einsatz seiner besten Kräfte auszufüllen. Er hatte sich ein Sammelheft mit gelegentlichen Notizen von lexikalischen Besonderheiten angelegt und sie im Verlauf von fünfzehn Jahren bereits zu einer umfassenden Darstellung des altfranzösischen Wortschatzes ausgebaut, so daß er nunmehr daran denken konnte, zu ihrer Veröffentlichung zu schreiten.

Die Hoffnung der *Romania* auf ein baldiges Erscheinen des Wörterbuchs sollte sich indessen nicht erfüllen. Wohl veranstaltete Tobler einen kurzen Probedruck, den er Adolfo Mussafia und anderen Fachgenossen zur Begutachtung vorlegte, aber dabei ließ er es bewenden, und dieser Verzug wurde verhängnisvoll. Als bald darauf Fr. Godefroys groß angelegtes *Dictionnaire de l'ancienne langue française* zu erscheinen begonnen hatte, leistete Tobler Verzicht, „obschon (wie Wilhelm Meyer-Lübke es formuliert hat) gerade durch die Art und Weise, wie der Franzose die Arbeit gemacht hatte, das Bedürfnis nach einem Werke, wie man sich nach den Proben das Toblersche vorzustellen berechtigt war, um so viel stärker wurde“.

Adolf Tobler war stets eine überstrenge Selbstkritik eigen gewesen, er ermangelte des für einen Lexikographen unentbehrlichen Mutes, Fehler zu begehen, des Mutes, etwas nach eigener Meinung noch irgendwie Unvollkommenes, das letzter Prüfung nicht standhielt, um des großen Ganzen willen der Öffentlichkeit zu übergeben. Er konnte sich in seiner Akribie nie genug tun,

und so passen auf ihn etwa die Verse, die Goethe in Hinsicht auf den allzubedächtigen Dichter der „*Gerusalemme liberata*“, Torquato Tasso, den Herzog von Ferrara sprechen läßt:

„Er kann nicht enden, kann nicht fertig werden,
Er ändert stets, rückt langsam weiter vor,
Steht wieder still, er hintergeht die Hoffnung.
Unwillig sieht man den Genuß entfernt
In späte Zeit, den man so nah geglaubt.“

Doch heißt es hier weiter, und auch die Worte der Prinzessin treffen auf Tobler zu:

„es ist die Zeit
Von einem guten Werke nicht das Maß.
Und wenn die Nachwelt mitgenießen soll,
So muß des Künstlers Mitwelt sich vergessen.“

„*Qui bien atent, ne souratent*“ lehrt ein altfranzösischer Bauernspruch. „Wer gut zu warten weiß, wartet nicht zu lange.“

Hatte Tobler schließlich auf die eigene Herausgabe des Wörterbuchs verzichtet, so hat er doch unermüdlich, bis in die Tage seines Alters hinein, die Sammlungen für das große Werk fortgesetzt. So hat er in halbhundertjähriger Arbeit in den beinahe historisch gewordenen sechs Blechkästen, die zu seiten seines Schreibtischs zu stehen pflegten, einen großartigen Schatz geborgen: über 20000 Zettel sind mit etwa 200000 Zeilen seiner kleinen, aber deutlichen Schrift bedeckt.

In Toblers Nachlaß fanden sich im Jahre 1910 keinerlei Hinweise oder Wünsche bezüglich einer künftigen Edition des Wörterbuchs. Eine solche in die Wege zu leiten, erschien aber der Familie Tobler, dem Amtsnachfolger und Freund Heinrich Morf und der Preußischen Akademie der Wissenschaften ein nobile officium. Bald trat die Anfrage an mich heran, ob ich mich der ehrenvollen, aber auch ungewöhnlich schweren und verantwortungsreichen Aufgabe unterziehen wollte. Ich hatte Tobler in den letzten Jahren seiner akademischen Tätigkeit als Assistent des Romanischen Seminars in Berlin nahe stehen dürfen. Die erste Vorlesung, die ich in meinem dritten oder vierten Semester bei ihm gehört, hatte über die künftige Ausrichtung meines Studiums

entschieden, hatte mich von der Klassischen Philologie und Archäologie hin zur Romanistik geführt. So nahm ich in jugendlichem Leichtsinne den Auftrag an; den damals gefaßten Entschluß habe ich, allen damit verbundenen, zumal in Kriegszeiten enormen Schwierigkeiten zum Trotz, bis zum heutigen Tage nicht bereut.

Die Lösung der Aufgabe ließ sich nicht leicht an. Es zeigte sich bald, daß der lexikalische Nachlaß Toblers in sehr unfertigen Zustand auf uns gekommen war, daß kein vom Verfasser zu ebenmäßigem Abschluß gebrachtes Manuskript, sondern nur eine Materialsammlung, freilich eine Materialsammlung größten Stils, vorlag. Eine einheitliche und endgültige Redaktion war diesen Materialien seitens ihres Autors versagt geblieben. Sie fanden sich geborgen auf Tausenden des öfteren sehr eng beschriebener Zettel, von denen der einzelne vielfach mehrere Wörter in wenig strenger alphabetischer Folge vereinigt, während umfangreiche Artikel (z. B. die Praepositionen *a, de, par, per*, die Verben *avoir, estre, faire, metre*, oder eine Konjunktion wie *que*) mitunter Dekaden von Zetteln füllen. Die verschiedenen Gebrauchsweisen eines Wortes werden zumeist sichtbar auseinandergehalten, doch begegnen auch Zettel, die jede Scheidung z. B. der intransitiven, transitiven, reflexiven Verwendung eines Verbuns vermissen lassen; und über die Anordnung der Gebrauchsweisen war noch keine Bestimmung getroffen. Innerhalb der einzelnen Bedeutungsrubriken hatte sich nach dem Zufall der Lektüre Beispiel zu Beispiel gefügt, und damit hatte es der fleißige Sammler, die bessere Gruppierung der Belege einer gelegeneren Stunde vorbehaltend, bewenden lassen. Manches Unrichtige ist hierbei stehengeblieben, Gleichartiges ist auseinander gerissen und bisweilen auf viele Zettel verstreut, Ungleichartiges ist zusammengerückt. Die Bedeutungen der Wörter werden sehr oft angegeben, wohl ebenso häufig aber fehlen sie. Eine gleiche Inkonsequenz betrifft das Ausschreiben der Beispiele, das mit dem bloßen Vermerk der Fundstelle wechselt, die Angabe der Wortklasse, des Etymons, des Geschlechts der Substantiva u. a. m.

Aus alledem ergab sich für den Herausgeber die Notwendigkeit selbständiger Redaktion. Sollten die Materialien Toblers der Wissenschaft die wertvolle Förderung bringen, die sie seit Jahrzeh-

ten von ihnen erwartete, so durften sie nicht in blinder Abschrift dem Druck überantwortet werden, sondern sie waren zuvor sorgfältig zu prüfen, neu zu ordnen und, je länger, je mehr, zu ergänzen. Das fehlende Verzeichnis der gesamten verwendeten Literatur mit ihren Siglen mußte nachgeholt, eine große Zahl älterer, überlebter Textausgaben durch moderne Editionen ersetzt, den jeweiligen Fortschritten der Wissenschaft im Rahmen des Möglichen Rechnung getragen werden; und gerade die umfangreichsten und schwierigsten Artikel waren völlig neu zu schreiben.

Welch hohe Anforderungen Tobler selbst an die Leistungsfähigkeit eines altfranzösischen Wörterbuchs stellte, geht aus gelegentlichen programmatischen und kritischen Äußerungen hervor, so aus seiner akademischen Antrittsrede (1882) oder aus der ausführlichen Besprechung der ersten fünf Faszikel von Godefroys *Dictionnaire* (1881). Die praktische Verwirklichung stellt sich in dem posthumen Werk dar, das nach Plan und Ziel, Anlage und Ausführung die Leistung Godefroys nicht unbeträchtlich hinter sich läßt.

Die Eigenart des *Dictionnaire de l'ancienne langue française*, für welches der fleißige, aber philologisch unvollkommen geschulte Verfasser Godefroy, unterstützt von einer Reihe wohl nicht immer kompetenter Helfer, überreiche Materialien angehäuft hatte, ist hinreichend bekannt, seine unleugbaren Qualitäten, seine ärgerlichen Mängel sind je länger, je deutlicher zutage getreten. Dem wissenschaftlichen Charakter des Werkes ist vor allem jene willkürliche Selbstbeschränkung verhängnisvoll geworden, welche den altfranzösischen Wörtern, die noch im Neuf Französischen, wenn auch oft mit veränderter Bedeutung, fortleben, die Aufnahme in den ersten, achtbändigen Hauptteil verwehrte. Das *Complément*, welches den älteren neuf Französischen Wortschatz in seinen mittelalterlichen Vertretern aufführt, hat jenen Kapitalfehler nur teilweise zu korrigieren vermocht. Somit bietet Godefroys Buch dem von der modernen Sprache herkommenden Leser altfranzösischer Texte ein sehr reichhaltiges, wenngleich unbequemes Hilfsmittel, in welchem er die ihm voraussichtlich unverständlichen Wörter und Wendungen der alten Sprache verzeichnet und gedeutet findet, aber eine einheitliche, von rein wissenschaftlichen Gesichtspunkten aus geleitete

kritische Darstellung des mittelalterlichen Wortschatzes ist es nicht. Zudem wird der archaische Charakter des vorgelegten Sprachmaterials dadurch verwischt, daß, zumal im *Complément*, zahlreiche Beispiele aus mittel-, und neufranzösischer Zeit aufgenommen und zwischen ihre oft ungleichartigen älteren Entsprechungen gestreut sind.

Anders Adolf Tobler. Von vornherein hat ihn das Bestreben geleitet, den altfranzösischen Wortschatz, aber auch nur diesen, in seinem vollen Umfang kennenzulehren und ihn seiner mannigfachen Verwendung nach möglichst durchsichtig zu gestalten. „Es gilt . . ., vom heutigen Gebrauche ganz abgesehen, den alten allseitig zu ermitteln, dergestalt, daß später die gleich vollständige Sammlung des einen neben die des andern sich halten lasse“, hat er in seiner akademischen Antrittsrede erklärt. So hat er seinem Werk bestimmte zeitliche Grenzen gezogen und beschränkt sich im wesentlichen auf die französischen Sprachdenkmäler des 11. bis 14. Jahrhunderts als einer im großen und ganzen geschlossenen Sprachperiode.

Innerhalb dieses Zeitraums haben alle mundartlichen Bezirke des alten französischen Sprachraums Berücksichtigung erfahren. Den anglonormannischen, selbst den frankoitalienischen Zeugnissen wird Rechnung getragen. „Es soll das Wörterbuch ferner, in dem Maße als die Denkmäler es gestatten, feststellen, inwiefern die alten Dialekte Frankreichs auch im Wortschatz sich voneinander entfernen“, lautet ein weiterer Satz jener denkwürdigen Antrittsrede, ein Satz, der in unserem Zeitalter der Sprachatlanten, der Onomasiologie, der kombinierten Wort- und Sachforschung, der Erkenntnis bestimmter sprachlicher Felder nach Sinnes- und Begriffsbezirken, eine zunächst ungeahnte neue Beleuchtung und Bedeutung empfangen hat.

Was das Quellenmaterial des Wörterbuchs angeht, so hat sich Tobler im wesentlichen auf die durch Druck zugänglich gemachten und nachprüfbaren Literaturdenkmäler beschränkt. Godefroys Reichtum besteht vorzüglich in der Fülle der beigebrachten handschriftlichen und archivalischen Belege. Tobler will hiermit nicht konkurrieren, und Godefroy wird in dieser Hinsicht trotz nicht weniger Fehldeutungen seinen Wert behaupten. Dafür hat aber Tobler an seinen Quellen mit um so größerer Sorgfalt und

Umsicht wissenschaftliche Kritik geübt. Die Quellen sollten nicht nur reichlich, sondern auch reinlich fließen, die Fundamente des hohen Gebäudes sollten solid und tragfähig sein. Tobler begnügt sich nicht mit der von einem Herausgeber konstituierten Lesart, er beachtet die handschriftlichen Varianten oder spätere Interpolationen eines Textes, und er übt an zahllosen Stellen seine überlegene Kunst des Emendierens.¹

Gestützt auf ein kritisch gesichtetes Quellenmaterial ist nun Tobler der wichtigsten Aufgabe eines philologisch-deskriptiven Wörterbuchs, der Bestimmung der Bedeutungen und Bedeutungsnuancen der altfranzösischen Wörter und Wendungen, unter planmäßiger Nutzung aller sich ihm bietenden Hilfsmittel nachgegangen. Er zieht zu Rate die lateinisch-französischen Glossare, die zweisprachigen alten Gesprächbücher, z. B. die französisch-flämischen Schuldialoge, die französischen Übertragungen lateinischer Werke, des Psalters oder der Apokalypse, die altburgundische Übersetzung der Predigten Gregors über Ezechiel, weitere Übertragungen lateinischer erbaulicher und didaktischer Schriften, endlich den Wortschatz der romanischen Schwestersprachen. Natürlich lehrt vor allem der Zusammenhang der Rede den eigentümlichen Sinn eines Wortes erkennen, und sichtlich war es Tobler darum zu tun, mit Hilfe möglichst zahlreicher Belegstellen Umfang und Grenzen seiner Verwendbarkeit zu veranschaulichen.

Keine sichere Handhabe zur Erschließung eines Wortsinns gewährt in vielen Fällen die Etymologie. Daß der Frage nach der Herkunft eines Wortes vielmehr die Erschließung seiner Bedeu-

¹ Eine einzige Fehlangabe Godefroys sei hier mitgeteilt, die zugleich zeigt, wie bei unterlassener Nachprüfung lexikalische Irrtümer von jedem neuen Wörterbuch übernommen werden. Godefroy, und vor und nach ihm Littré bis zur vierten Auflage von Bloch-v. Wartburg (1964), behauptet, das älteste Beispiel für *sz. grand' mère* „Großmutter“ begegne bereits im 13. Jahrhundert. Gewiß liest man im *Roman de la Rose* des Jean de Meung v. 17621: *leur grant mere*, aber damit ist im Anschluß an Ovid „die Erde“ gemeint. *Metam.* I 393: *Magna parens terra est: lapides in corpore terrae Ossa reor dici*. So spricht auch Fr. Villon, *Testament* LXXVI: *Item, mon corps je donne et laisse A nostre grant mere la terre*. – Die afz. Bezeichnung für „Großmutter“ ist *aive* (lat. *avia*). „*Grand' mère*“, „*Grand-père*“, „Großmutter“, „Großvater“ lassen sich erst aus dem 16. Jahrhundert belegen.

tung zumeist vorausgehen müsse, hat Tobler mit Nachdruck als ein methodisch wichtiges Prinzip ausgesprochen. Die Probleme der Etymologie können in diesem philologischen Wörterbuch, im Unterschied etwa zu v. Wartburg, nur gestreift und knapp angedeutet werden, doch war ich bemüht, die Ergebnisse der etymologischen Forschung der letzten Jahrzehnte namhaft zu machen.

Was das Verhältnis des Wörterbuchs zur Grammatik angeht, so hat Tobler einmal betont, die Lautlehre, und ein gleiches gilt von der Formenlehre, solle nicht in der Lexikographie aufgehen. Alle nachweisbaren mundartlichen Variationen in der alphabetischen Reihe der Kopfwörter zu verzeichnen, wäre unangemessen gewesen. Doch muß anderseits ein altfranzösisches Wörterbuch auch die richtige Lautgestalt der einzelnen Wörter und ihre nicht immer selbstverständliche Silbenzahl nach Möglichkeit zur Kenntnis bringen.

Um so reicher ist die Fülle der syntaktischen Belehrung. Tobler war im Laufe seiner Arbeit zu der Überzeugung gelangt, „daß der größte Teil dessen, was gemeinlich der Syntax zugewiesen wird, fürs Französische durchaus dem Wörterbuch und nur ihm anheimfällt“. Vor allem hat dies von den syntaktischen Funktionen der einzelnen Wörter und Wortarten zu gelten, deren Lehre sich lexikalischer Form sehr wohl anpaßt. Andere Kapitel der Satzlehre, Wort- und Satzstellung, Affekt, Betonung, Melodie, Tempo usw. treten naturgemäß in einem Wörterbuch zurück. Aber über den Gebrauch von Genus, Numerus, Kasus der Substantiva im Satze, über Eigenheiten in der syntaktischen Verwendung der einfachen und der gesteigerten Adjektiva, der Adverbien, der Zahlwörter und Partikel jeder Art, über die vielseitigen, den modernen Brauch oft übersteigenden Funktionen der altfranzösischen Pronomina, über den ganzen Reichtum der in der alten Zeit möglichen verbalen Konstruktionen erteilt das Wörterbuch zuverlässige Auskünfte.

Noch zwei andere vielversprechende Zweige der Forschung seien schließlich genannt, denen das Wörterbuch, wenn erst vollendet, gewiß zu großem Nutzen reichen wird. Einmal die Erforschung der literarischen Wort- und Stilkunst des französischen Mittelalters. Es muß in Zukunft eine altfranzösische Stilistik und

Stilgeschichte geschrieben werden, die an erster Stelle den einzelnen formalen, stilistisch bewußt vom Schriftsteller verwendeten Elementen der Sprache in ihren weiten Zusammenhängen nachgeht, vor allem auch den diesbezüglichen Grad der Abhängigkeit des Französischen vom klassischen, spätantiken und mittleren Latein festzustellen sucht; die Auskunft gibt über die Art und den Grad der Beliebtheit stehender Wortverbindungen, über Personifikationen, Periphrasen, Euphemismen und Hyperbeln, über stereotype Vergleiche oder über die vielleicht nur einer literarischen Gattung oder auch nur einem Dichter eigentümlichen Metapher und Wortspiele; die erkennen läßt, ob figürlicher Wortgebrauch und der Bilderreichtum der mittelalterlichen Sprache wohl einen Vergleich mit dem modernen Sprachzustand aushalten würde. In Toblers Wörterbuch wird einem derartigen Werk eine breite, solide Grundlage gegeben sein, verfügt doch das Altfranzösische in der Tat über einen ungewöhnlich mannigfaltigen stilistischen Reichtum, über eine bunte, kräftige Bildlichkeit und eine oft drastische Sinnfälligkeit, die in neuerer Zeit vielfach einer farblosen Begrifflichkeit hat weichen müssen.

Zum anderen: Der Einblick in die Sprache einer Epoche bedeutet den Einblick in die derzeitige Kultur des Landes. Diesen zu vermitteln und zu vertiefen, indem er wie den Wörtern so auch den Sachen und Ideen der Epoche volle Aufmerksamkeit zuwandte, hat Adolf Tobler stets für seine philologische Pflicht gehalten. So gibt denn das Wörterbuch auch wichtige kultur- und geistesgeschichtliche Aufschlüsse aller Art, gewährt Auskünfte über Trachten, Sitten und Gebräuche, über Handwerk, Jagd, Spiel und Sport, über Rechts- und Sakralaltertümer, Glauben und Aberglauben, gesellschaftliche und religiöse Urteile und Vorurteile der Zeit, über geographische und geschichtliche Begriffe, über den allezeit stark zur Symbolik neigenden Geist des Mittelalters, wie er sich etwa in der Ausdeutung der Farben, der ritterlichen Waffen oder der geistlichen Gewänder und Abzeichen offenbart. Wie ergiebig Toblers Sammlungen auch auf diesem dankbaren Forschungsgebiet zu sein vermögen, hat schon vor Jahren seine Abhandlung gezeigt, die aus den eigenartigen physiologisch-psychologischen Anschauungen der mittelalterlichen

Welt die Herkunft der heutigen französischen Wendung „*par cœur*“ (*savoir, apprendre par cœur*) erschlossen hat.¹ –

Als am Leibniztag 1882 Theodor Mommsen den in die Preussische Akademie eintretenden Adolf Tobler begrüßte, sprach er von ihm als „dem entsagenden und mutigen Unternehmer eines jener fundamentalen Werke, die geschaffen zu haben dem Gelehrten das reine Gefühl nützlichen Strebens gewährt, an denen helfend und fördernd mitgewirkt zu haben, der Ruhm der Akademien wie der Regierungen bleibt“. Dieses „reine Gefühl nützlichen Strebens“ ist auch dem Bearbeiter und Herausgeber des „Altfranzösischen Wörterbuchs“ zuteil geworden.

¹ Das Herz galt dem Mittelalter vielfach als Sitz des Gedächtnisses. In einer Tierfabel behauptet der Fuchs, der in der Küche des Königs das Herz eines erlegten Hirsches heimlich gefressen hat und des Diebstahls bezichtigt wird, der Hirsch habe kein Herz besessen. Sonst wäre er, bereits zweimal dem Jäger entkommen, nicht ein drittes Mal an den gleichen, für ihn verhängnisvollen Platz zurückgekehrt.